

# Berliner Volksblatt.

## Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“ erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 3 Mark, monatlich 1 Mark, wöchentlich 25 Pf. Einzelne Nummern 5 Pf. Postabonnement pro Quartal 3 Mark. (Eingetragen im VIII. Nachtrage der Postzeitungspreislifte unter Nr. 719a.)

**Insertionsgebühr**  
beträgt für die 3 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaux, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion und Expedition Berlin SW., Zimmerstraße 44.

### Abonnements-Einladung.

Für den Monat Dezember  
nehmen wir ein neues Abonnement auf das  
„Berliner Volksblatt“.

Frei in's Haus kostet dasselbe nunmehr  
1 Mark 35 Pf.

(pro Woche 35 Pfennige). Bestellungen werden von sämtlichen Zeitungspediteuren, sowie in der Expedition, Zimmerstraße 44, angenommen.

Den neuen Abonnenten wird der bisher erschienene Theil des hochinteressanten und spannenden Romans

„Gesucht und gefunden“

von Dr. Dur gegen Vorzeigung der Abonnements-Quittung in der Expedition,

Zimmerstraße 44,

gratis verabfolgt.

Die Zeitung erscheint vom 1. Dezember ab täglich mit 4 Seiten Text, und wird denselben wöchentlich eine reich

illustrierte Sonntagsbeilage

beigefügt werden.

Um recht zahlreiches Abonnement bitte

Die Redaktion und Expedition des

„Berliner Volksblatt“.

Die Weltausstellung zu Paris 1889.

Schon vor einigen Jahren tauchte in Paris der Gedanke auf, zur Feier des hundertsten Jahrestags der großen französischen Revolution eine Weltausstellung zu veranstalten.

Dagegen erklärten sich verschiedene Nationalparlamente, die eine nationale Ausstellung gelten lassen wollten, weil das große Jahr ein Jahr Frankreichs und keine Feiertage Frankreichs sei und sein solle.

Dieser Ansicht entgegen ist aber nunmehr beschlossen worden, daß vom 6. Mai 1889 bis zum 31. Oktober desselben Jahres eine Weltausstellung im größten Style stattfinden soll.

Und wahrlich, nie kann ein besserer Zeitraum und eine bessere Stelle zu einer Weltausstellung gewählt werden, wie das hier geschieht.

Die Gruppenschafften, zu denen das Jahr 1789 den Grund legte, sind nur zum geringen Theil wesentlich nationale, wie z. B. der Wechsel in der Regierungsform,

sie sind vielmehr durchaus internationale, für alle Kultur-nationen wirksame gewesen.

Seit der französischen Revolution, welche den sogenannten dritten Stand, den Stand der „Bürger“, gleichstellte dem ersten und zweiten Stande, hat sich erst die Industrie entwickeln können. Der Unternehmungs- und Erfindungsgeist wurde zu nie geahnter Höhe emporgehoben und so ist die erste große französische Revolution im gewissen Sinne die Geburtsheiferin aller der herrlichen, kunstvollen Produkte, die auf einer Ausstellung die Sinne gefangen halten.

Die gute starke Helferin beim Eintritt ins moderne Leben an ihrem hundertsten Geburtstag zu ehren, das ist die Aufgabe dieser Weltausstellung!

Alle Nationen haben zu dieser Verehrung beizutragen; es ist ihre Pflicht, durch ihr bestes Wollen, durch ihr bestes Können im edlen, friedlichen Wettstreite um die Palme zu ringen und weiter zu bauen auf dem Grunde, den das große Jahr 1789 gelegt hat.

Und nicht nur sollen die Nationen der aufblühenden Industrie und der Kunst an jenem Böhmerfest gedenken, welches 1889 in Paris abgehalten werden wird, sie sollen auch des großen Wahrspruchs der großen Revolution eingedenk sein:

„Liberté, égalité, fraternité!“

Freiheit dem Einzelnen, Gleichheit gegenüber allen politischen und wirtschaftlichen Gesetzen, Brüderlichkeit unter den Völkern des Erdballes, wie unter den Genossen der einzelnen Nationen.

Schon dieser Gedanke, so fern auch seine Verwirklichung liegen mag, soll uns froh stimmen. Dabei ist aber auch nicht zu vergessen, daß eine Regierung, welche ein solches Welt plant, wie die 1889er Ausstellung, lediglich von Friedensgedanken erfüllt ist, und daß vor solchem Friedenswerke alles Revanchegeschrei verstummt.

Eine solche Weltausstellung ist eine viel größere Friedensgewähr, als alle offiziellen und offiziellen Versicherungen.

Paris selbst aber geht fünf Jahren lebhafter und für zahlreiche Arbeiter lohnender Arbeit entgegen. Nehmen aber die Industriellen aller Länder die Sache ernst, so wird auch überall durch das Ringen nach den besten Erzeugnissen sich ein Aufschwung zeigen — hier größer, dort kleiner, aber nirgendwo ganz fehlend.

Aber auch das Gefühl des sicheren Friedens auf Jahre hinaus wird auf Handel und Industrie günstig einwirken.

Deutschland hat nun fünf Jahre lang Zeit, sich auf den friedlichen Wettkampf mit den übrigen Kultur-nationen vorzubereiten; es hat allerdings einige

Schwächen auszuweichen, doch wird das nicht schwierig sein, wenn die Hauptträger der deutschen Industrie mit Ernst ans Werk gehen.

Dabei darf natürlich nicht gespart und gekniet werden, wie das sonst in Deutschland leider üblich ist. Ein gutes Industrieprodukt kann nur aus gutem Rohmaterial und durch gut bezahlte Arbeit geschaffen werden. An Stelle der Parole: „Billig und schlecht“ darf nun freilich nicht die Parole: „Theuer und gut“ treten, sondern es muß heißen: „Gut bei realen Preisen.“

Damit wird unsere Industrie vorwärts kommen und auf der Weltausstellung Achtung sich erringen.

Mit Befriedigung können wir mittheilen, daß das Deutsche Reich zuerst von allen anderen Staaten von der französischen Republik über seine Haltung zu der geplanten Weltausstellung befragt, sofort seine rückhaltlose Mitwirkung bei derselben in Aussicht gestellt hat. Es verlaute sogar, daß das Deutsche Reich die Sache der Pariser Weltausstellung bei Rußland und Oesterreich warm empfohlen habe.

So wird die Weltausstellung wohl gewiß eine glorreiche werden, vielleicht ein Bräutigamsfest der Nationen.

Und einige Jahre später, um auf unsere Lieblingsidee zurückzukommen, wird dann endlich auch Deutschland seine Weltausstellung haben,

die Weltausstellung zu Berlin.

### Politische Uebersicht.

Der Aufruf des neugegründeten nationalliberalen Vereins in Berlin ist nunmehr erschienen. Nach demselben wurden tausende (h) der Wähler Berlins vor den Gewissenszwang der Wahl zwischen Kandidaten der extremsten politischen und sozialen Richtungen gestellt. Das darf nicht länger so bleiben! Straffe Organisation und ausdauernde Pflichterfüllung wird unsere Partei zum Siege führen. Die Unterzeichneten sind deshalb in Uebereinstimmung mit zahlreichen Gesinnungsgenossen zu einem „Nationalliberalen Verein“ zusammengetreten und fordern die gleichgesinnten Bewohner Berlins und der Umgegend zum Beitritt auf. Das Programm der Partei ist das der parlamentarischen nationalliberalen Partei, welches in der Parteioberversammlung vom 18. Mai dieses Jahres angenommen und bestätigt wurde. Das definitive Statut wird in einer dazu berufenen Versammlung festgesetzt werden. Folgen die Unterschriften. — Die Herren haben einem „längst gefühlten Bedürfnis“ Rechnung getragen. Wir können aber aus eigener Anschauung konstatieren, daß außer den Wünschen des beregten Vereins Niemand ein derartiges Bedürfnis verspürt hat. Die politische Situation ist schon ohnehin dunkel genug, die Ver-

hältnisse führen das Interesse her, das ich an einer Person nehme, welche Bewohnerin Ihrer Anstalt ist.“

„Das Interesse muß ein sehr warmes sein, mein Herr,“ gab der Arzt spöttisch zurück, „da sie bei so kaltem Wetter und in der Nacht hierher reiten, und noch dazu Ihre Ungeduld nicht bis morgen zu zügeln vermögen.“

„Begeben Sie, mein Herr, Sie werden meine Ungeduld begreiflich finden, wenn ich Ihnen sage, daß die Person, über welche ich um Auskunft bitte, meine Mutter ist.“

„Ach, so, so! Ihre Mutter ist in der Anstalt?“

„Ja!“

Da alle Anwesenden diesem Gespräch zuhörten, hielt O'Brian es für gerathener, den Direktor zu bitten, ihm einige Worte unter vier Augen zu gestatten. Unter anderen Umständen würde der Direktor von Bethesda einer solchen Aufforderung schwerlich Folge geleistet haben, indessen der junge Mann gefiel ihm. Es war ein hübscher Jüngling und von angenehmen und feinen Manieren, und der Gegenstand, welchen er angeregt hatte, war ihm nicht minder interessant. Er trat also mit O'Brian auf die Seite.

„Wer brachte Ihre Mutter in die Anstalt?“ fragte er.

„Das weiß ich nicht, mein Herr!“ war die Antwort.

„Sie wissen es nicht?“ — Der Arzt betrachtete ihn mit forschenden Blicken.

„Der Baronet,“ sagte er dann, „es dürfte Ihnen bekannt sein, daß wir über keinen der Kranken unserer Anstalt an Unbetheiligte Auskunft ertheilen.“

„Ist denn der Sohn unberechtigt, über das Befinden der Mutter Auskunft zu verlangen?“

„Auskunft zu verlangen ist nur Derjenige berechtigt, welcher den Kranken hierher lieferte, oder für denselben die Alimmente bezahlt.“

„Welchen Zweck hat diese harte Maßregel?“

„Das will ich Ihnen sagen: wir haben in unserer Anstalt nur Personen höherer Stände. Nicht Jeder, welcher zu uns kommt, ist sein Leben lang wahnsinnig. Es wird Mancher geheilt und Mancher entlassen und er tritt wieder in die große Welt, aus welcher er sich einige Zeit entfernt hatte. Glauben Sie, es wäre der betreffenden Person angenehm, wenn alle Welt wüßte, daß sie so lange im Irrenhause war?“

„Sie haben Recht, es mag vorkommen, daß die Angehörigen dieser Personen angeben, sie haben sich auf Reisen begeben, haben sich im Ausland aufgehalten und dergleichen, und wenn sie gerückt sind, so weiß Niemand von ihrer Krankheit. So ist aber der Fall, von dem ich spreche, nicht.“ (F. folgt.)

### Feuilleton.

#### Gesucht und gefunden.

Roman von Dr. Dur.

(Fortsetzung.)

Die losloste Gestalt des Wirthes zum „rothen Mann“ erschauerte; er schlug den Krug seiner Flaasjake in die Höhe und schreiend Schreies ging er nach der Thür, einige Worte zu sagen konnten, die den neuen Gästen nicht eben als Willkommen gelten konnten. Es waren zwei Reiter, welche Einlaß begehrten. Sie hatten die Bügel ihrer Pferde bereits dem Hausknecht übergeben und verlangten vom Wirth ein Nachtquartier.

„Das können Sie im „rothen Mann“ so gut haben, wie irgendwo auf der Welt,“ antwortete der Wirth.

Die am Kommi stehenden Herren schienen nicht weniger unangenehm berührt zu sein durch den Besuch, als der Wirth es war, denn erstens drachten die Herren, welche eintraten, eine Menge Kälte mit in's Zimmer, und zweitens eine Menge Schnee, welcher aus ihren Mänteln herabfiel und auf dem Boden große Wasserlachen erzeugte; und endlich hörten sie die Unterhaltung, welche eben zwischen den beiden Fremden stattfand, welche eben an einem entsehrten Tische Platz. Jeder Besuch dieses Irrenhauses mußte zu dem Irrenhause in irgend einer Weise stehen, denn die Landstraße, welche hier vorbeiführte, war um diese Jahreszeit unpassebar. Aus diesem Grunde hatte Dr. Gesserson den beiden Fremden eine besondere Aufmerksamkeit.

„Wann ein Abendessen haben?“ fragte der Eine der Herren.

„Wenn Sie schließlich nehmen wollen mit dem, was sie auf dem Büfettische sehen,“ war die mürrische Antwort des Wirthes.

„Es genügt uns,“ antwortete einer der Reisenden. Geben Sie etwas kaltes Fleisch und die Pastete dort, und vor allen Dingen ein Glas Punsch.“

Der Wirth folgte der Aufforderung mit etwas Widerwillen, denn sein sanfter Schlaf war unterbrochen worden, und sein sanfter Punsch, mit dem er in kurzen Pausen seinen Schlummer unterbroch, drohte kalt zu werden. Als er endlich das Verlangte gebracht, gab er sich wieder der Hoffnung hin, jetzt zur

Ruhe gekommen zu sein; darin aber täuschte er sich. Einer der beiden Reisenden winkte ihn zu sich, erhob sich und nahm ihn bei Seite.

„Herr Wirth,“ sagte er, „wie sind Fremde.“

„Das sehe ich!“ war die mürrische Antwort.

„Ach meine, wir sind mit den Gebräuchen hier in der Anstalt nicht vertraut.“

„Das glaube ich!“

„Wir haben Gile.“

„Das scheint nicht, denn Sie wollen ja zur Nacht bleiben.“

„Ach meine, daß ich heute Abend noch wünsche, den Oberarzt der Anstalt zu sprechen.“

„So!“ fragte der Wirth gedehnt. Sie hätten besser, das bis morgen zu verschieben.“

Es ist eine Sache, welche mich sehr interessiert, Herr Wirth, und meine Ungeduld würde mich die Nacht nicht schlafen lassen. Nur, wenn Sie mir sagen, daß es absolut unmöglich wäre, heute Abend noch Dr. Gesserson, den Oberarzt, zu sprechen, würde ich mich bis morgen gedulden müssen.“

„Unmöglich ist das nicht, denn Dr. Gesserson sitzt da drüben am Tische, und wenn es Dinge sind, die er beantworten kann, ohne in seinem Konversationszimmer zu sein, so können Sie sich ja sofort an ihn wenden.“

„Ah, das freut mich!“ rief der junge Mann hastig.

„Wollen Sie nicht die Güte haben, mich Dr. Gesserson vorzustellen?“

„Oh,“ lachte der Wirth höhnisch. „Kenne ich Sie denn?“

„Ach so! Gut! So fragen Sie den Herrn, ob er geneigt sei, Jemanden, der eine dringende Frage an ihn zu richten hat, anzuhören.“

Der Wirth bog sich langsamen Schrittes an den Tisch der Stammtische und flüsterte dem Arzt etwas zu. Mit ungeduldiger Erwartung harrte der junge Mann des Resultats. Endlich wandte sich der Arzt langsam um.

„Sie wünschen, mein Herr?“ rief er dem in einiger Entfernung Stehenden zu.

Der Fremde trat an ihn heran.

„Herr Direktor,“ begann er, „ich bin der Baronet Felix O'Brian.“

Der Direktor sagte gleichgültig:

„Kenne ich nicht!“

„Ach glaube es, ich bin eben fremd in dieser Gegend.“







## Unter den Vertretern der Entwicklungslehre

In Amerika nimmt John Huxley den ersten Rang ein. Seine „Umriss der zoologischen Philosophie“ haben seiner Zeit großes Aufsehen erregt. Seine späteren Schriften zeichnen sich besonders durch Gemeinverständlichkeit aus und sind besonders geeignet, zur Verbreitung und Erläuterung der Darwinistischen Ideen beizutragen. Neuerdings hat Huxley ein Buch herausgegeben: „Streifzüge auf dem Gebiete der Entwicklungslehre“, welches in der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ besprochen wird.

Der erste Streifzug des Verfassers geht nach „Europa vor der Ankunft des Menschen“ zurück, und beschreibt in Kürze die gewaltigen, der jetzigen Erdbildung vorangehenden Umwälzungen, welche das europäische Festland allmählich zu einem dem menschlichen Geschlechte geeigneten Wohnort gestaltet haben. Der zweite Streifzug begleitet den Menschen bei seiner Ankunft in Europa, und schildert die strengen Bedingungen seines Lebens und den schweren Kampf ums Dasein, den er als Zeitgenosse des Knochen-Nashorns und des Höhlenmenschen durchzumachen hatte. Darauf folgen Aufzüge über „Unsere arischen Urabnen“, „Was wir von altarischen Vätern lernen“, „Gibt es eine Urmutterssprache?“, „Evolution und Religion“, „Ein Weltakt von Geistesart“, und noch andere ähnliche Gegenstände behandelnde Essays. Das Verdienstliche an diesem Buche besteht hauptsächlich in der fließenden, leicht verständlichen Darstellungsweise des Verfassers und den interessanten, oft überraschenden Folgerungen, die er aus der Darwinischen Lehre zieht. Mit eindringlicher Kenntnis und ungeheurer Scharfsinn verbindet er ein seltenes Talent, seine Ansichten bündig, übersichtlich, deutlich, und auf eine ebenso anregende wie anerkennende Weise darzulegen. Selbst da, wo er keine für die Wissenschaft nach der realen Seite hin sehr reiche Ausbeute von seinen Streifzügen zurückbringt, beweist er seine Einsicht und Originalität dadurch, daß er auf neuen und unabhängigen Bahnen zu den gleichen Resultaten gelangt, welche seine berühmten und bahnbrechenden Vorgänger schon erreicht hatten, und dieselben von anderen Gesichtspunkten aus überblickt und durch andere Beweisführungen beleuchtet und bestätigt.

Auf ganz neue Ideen wird der Leser dieses populär gehaltenen Buches selten stoßen. Vielleicht der einzige Aufsatz, der wesentlich Neues enthält, und als ein wirklich origineller Beitrag zur Evolutionstheorie angesehen werden kann, ist derjenige, worin die Bedeutung der Kindheit des Menschen für seine geistige und gesellschaftliche Entwicklung und Ausbildung hervorgehoben wird. Die Fortschrittsfähigkeit eines jeden Thieres steht im direkten Verhältnis zur Hilflosigkeit und Zeitdauer seiner Kindheit. Die niedrigsten Thiere haben überhaupt keine eigentliche Kindheit; für sie thut die Ebligkeit Alles und die Erziehung gar nichts. Das ganze Kapital von Intelligenz, das sie jemals besitzen werden, bringen sie glücklich angelegt und augenblicklich verwendbar auf die Welt mit. Dies ist der Fall nicht nur bei Fischen, Schildkröten und Reptilien, sondern auch bei vielen höher entwickelten und vervollkommenen Organismen und warmblütigen Thieren. Der Vogel *Muscicapa*, oder Fliegenfänger genannt, ist im Stande, sobald er die Eihülle durchdringt und abwärts, seine Flügel zu fangen; der Adler und erhabene Fliegenfänger könnte seine Beute nicht schneller und sicherer erschlagen. Das junge Gekröckel braucht dieses schwierige Kunststück nicht erst zu erlernen und wird durch Übung nicht geschickter darin, sondern steht sofort da als ein vollkommener, für Fliegenfänger verfertiger Mechanismus, der nur die Gegenwart der Fliege nötig hat, um in Thätigkeit zu treten und diesen Endzweck zu erfüllen.

Mit den meisten Vogelarten und vornehmlich mit den Säugethieren ist es ganz anders geschaffen. Die Jungen dieser Thiere sind nicht im Stande, für sich selbstständig zu sorgen, sondern müssen während einer bestimmten Periode von den Eltern ihrer Art gefüttert, gepflegt und in einem gewissen Sinne

unterrichtet werden. Die Zeit der kindlichen Abhängigkeit dauert bei ihnen nicht lange; am längsten jedoch bei den menschenähnlichen Affen, die auch alle anderen Vierhänder an Intelligenz und Zuhilfenahme übertreffen, und die, merkwürdiger Weise, im Alter durchgängig geneigt sind, auffällig melancholisch und pessimistisch zu werden. Es scheint fast, als ob das den Thieren eigene, genügsame und glückliche Aufgehen in der Gegenwart dem beschränkten und mit erhöhter Denkkraft begabten Menschen abging und stärke Affekte und Elemente des Leidens, Nachsinnens über das Zukünftige, Unzufriedenheit mit dem bloßen Dasein, allerlei Besorgnisse und trübe Vangeweise sich bei ihm einstellten und das Leben verbitterten. Von psychologischem Interesse wäre es jedenfalls, wenn man entdecken sollte, daß eine düstere Ahnung von der Nichtigkeit und dem Glend aller Existenz die erste Entwicklung des Reflexionsvermögens begleite und durch gesteigerte Vorempfindungen und unbefriedigte Hoffnungen die Gemüthsruhe störe, und daß der offenartige Stammvater des menschlichen Geschlechts „den nagenden Wandwurm des Welt Schmerzes“ schon als Keim in dem Herzen trug.

Bei den mit dem Menschen am engsten verwandten Thieren dauert die Kindheit am längsten und, was von noch größerer Wichtigkeit ist, die Jungen sind während dieser Periode in hohem Grade bildsam und erziehungsfähig. Um mit dem Erwachsenen seiner Gattung sich messen zu können, hat das Menschenaffenkind viele Dinge zu lernen, und die pflichtgetreue Mutter giebt sich Mühe, ihren Sprößling abzurichten, geschickt zu stellen und ähnliche freie Ränste vortheilhaft zu reiben. Ein von Herrn Wallace gefangener Orang-Utang war im vierten Monate seines Lebensalters noch ganz hilflos, konnte sich gar nicht füttern, kaum allein gehen oder Gegenstände mit den Händen fest und zweckdienlich ergreifen. In jeder Hinsicht aber ist der Mensch, wenn er auf die Welt kommt, das schwächste und hilfloseste aller Geschöpfe, und um ihm das Leben zu erhalten und seine Zukunft zu versichern, braucht es für eine längere Zeit die zarteste Pflege und die sorgfältigste Erziehung von Seiten seiner Eltern und Angehörigen. Die in der Anpassungsfähigkeit der Organismen an den Bedingungen der obwaltenden Verhältnisse bestehende natürliche Wachstum würde nicht genügen, um die Entstehung und aufsteigende Entwicklung des Menschen aus niedrigeren Thierarten zu erklären; um diese große, unmerkliche Umwandlung hervorzubringen, sind noch andere Faktoren und tiefgreifende Einflüsse hinzugekommen, unter denen die allmähliche, schon beim Affengeschlechte bemerkbare Verlängerung und immer zunehmende Mäßigkeit der Kindheit des höherstrebenden Thieres als die hauptsächlichsten und wirksamsten anzurechnen werden müssen.

In seiner physischen Gestalt ist die Abweichung des Menschen von dem Menschenaffen sehr gering; in geistiger Beziehung ist der Unterschied zwischen den beiden Thierarten unermesslich. Der Mensch legann, wo und wann ein großes, gut entwickeltes Gehirn mehr galt im Kampf ums Dasein, als ein knochiger, kräftiger Körperbau. Der mit der Zucht des Denkens und dem Vorzuge des Verstandes ausgerüstete, zum Menschen heranwachsende Affe war schlauer, erfindreicher und verstande folglich über mehr Hilfsmittel als seine geistig zurückgebliebenen Zeitgenossen, und bei jeder Konkurrenz würde er ziemlich sicher sein, den Sieg über seine Kameraden, wenn auch stärkeren Gegner davonzutragen.

Je edler und vollkommener eine Sache ist, desto später und langsamer gelangt sie zur Reife. Dies ist ein allgemeines Gesetz der Natur. Jeder Zuwachs an Intelligenz führt mit sich eine Verlängerung der zur Entfaltung derselben notwendigen Periode. Die bloße Vermehrung der Lebrgegenstände würde eine entsprechende Ausdehnung der Verzeits erfordern. Je mannigfaltiger und komplizierter das geistige Leben wird, desto weniger reicht die Gestaltion hin, um es auszubilden, und desto mehr bleibt übrig für die eigentliche, nach der Geburt hinzukommende, Erziehung zu thun. Der Mensch, anstatt, wie die niedrigsten Thierarten, mit einer kleinen Anzahl einfacher, aber vollkommen organisirter Fähigkeiten geboren zu sein,

kommt zuletzt auf die Welt mit den Keimen vieler verwickelter, aber nur möglicher Kapazitäten, welche bestimmt sind, entfaltet, vergrößert oder unterdrückt oder ersticht zu werden nach Beschaffenheit der Umstände und Ereignisse persönlicher Erfahrung und der vielerlei Verhältnisse, die auf ihn einwirken und sein sogenanntes Schicksal entscheiden. Diese geschmeidige Jugendzeit des Menschen nimmt mit dem Fortschritte der Zivilisation beständig zu und fällt heutigen Tages fast ein Drittel des Lebens des gebildeten Europäers aus. Bei wilden Völkern erlangt das Kind die Reife seiner beschränkten Geisteskräfte beträchtlich früher als bei Kulturvölkern. Dasselbe gilt auch von Bauern im Vergleiche mit den ihnen geistig überlegenen und höher ausgebildeten Stadtbewohnern. Im gleichen Alter besitzt das Stadtkind durchschnittlich eine schnellere Reifungskraft und größere Geistesbildung als das Bauernkind; dennoch steht das letztere näher dem Ziele seiner intellektuellen Entwicklung und wird die Eltern mit ihrer gar knapp gemessenen Vernunft viel eher überholen als das Stadtkind, da dieses eine weit höhere Stufe der Intelligenz zu erreichen und weit umfangreichere Kenntnisse zu erwerben hat, um überhaupt zum Niveau der seinem Stande traditionell gewordenen Kultur zu gelangen.

Für die rechtliche Begründung und die sittliche Befestigung der Familie hat die lange, hilflose Kindheit des Menschen eine ganz besondere Bedeutung gehabt. Durch die völlige Abhängigkeit des der Liebe und der Pflege bedürftigen Kindes von den Erzeugern wurden in beiden Eltern Gefühle und Bekannungen hervorgerufen, welche aus der zur Befriedigung eines wilden, ungebundenen Naturtriebes willkürlich und flüchtig eingegangenen Geschlechtsvereinigung ein dauerndes, auf gegenseitige Zuneigung und Hilfeleistung sich beziehendes, sich fortwährend vergeistigendes Ehebündniß allmählich entstehen ließen. Diese nun zweide der Fortpflanzung des Geschlechts, auf Liebeswahl gegründete Verbindung des Mannes und des Weibes bildet die Grundlage der Familie; aus der engen Organisation der Familie entwickelten sich der Volksstamm, die Gesellschaft und der Staat, und aus der durch diese verschiedenen Vergesellschaftungen und Lebensrichtungen nothwendig gemachten Beschränkung der Begierden und Unterordnung des Willens des Individuums im Interesse der Gemeinschaft erwachsen die hohen Anfänge der menschlichen Moral. Auf diese Weise entstand der Mensch, ein unvermögend-sittliches, geselliges, geistiges, mit Fähigkeiten zu fortschreitender Entwicklung und Vervollkommenung begabtes Wesen, welches jedoch alle diese wunderbaren Anlagen, alle diese moralischen und intellektuellen Eigenschaften, sogar die Möglichkeit der Ausbildung zur Humanität, der Noth und Schwäche und langjährigen Hilflosigkeit seiner Kindheit unmittelbar zu verdanken scheint.

## Sokales.

Welche ungeheure Menge von Schnee in der einen Nacht vom 20. zum 21. November auf die Straßen Berlins niedergefallen, davon mögen sich Wenige eine richtige Vorstellung machen. Die „Vollstz.“ kann nach Angaben, die ihr von kompetenter Seite geworden sind, darüber Folgendes mittheilen: Das Straßenterrain der Stadt, soweit es ordnungsmäßig bebaut, unterhalten und gereinigt wird, umfaßt etwa 7 300 000 Quadratmeter inklusive Bürgersteige. Die Befestigung des Schnees aus der 21 000 Quadratmeter Fläche enthaltenden Leipzigerstraße verursachte am 22. d. M. 440 volle Fuhrer à 2 Kubikmeter Inhalt; hieraus ergiebt sich aber, daß die Gesamtmenge des nur allein auf unsern Straßen befindlichen Schnees 305 305 Kubikmeter betrug, und daß zur Befestigung dieser kolossalen Schneemasse 152 000 Fuhrer erforderlich sein würden, vorausgesetzt, daß alles abgefahren werden müßte, was natürlich nicht möglich, aber auch nicht nötig ist. Die Straßeneinigungsverwaltung zählt kontraktmäßig durchschnittlich pro Fuhrer à 2 Kubikmeter 2 Mark an die Unternehmer. Sie würde nach vorstehenden Angaben für diesen einen Schneefall rund 300 000 Mark ausgeben haben. Die

## Pariser Erinnerungen.

Über eine Stunde lang hatten wir in dem engen Hofe, der zu der salle Louis führt, Queues bilden müssen. Immer noch in einer Reihe, ein unabsehbarer Zug, der sich weit auf die Rue Louis hinaus fortsetzte, standen wir dicht aneinander gedrängt, stierend, müde, ungeduldig das Dessen der Thür erwartend, die uns den Eintritt in das Allerheiligste erschließen sollte. Es war ein Sonntag. Die Versammlung sollte um 1 Uhr Mittags eröffnet werden. Aber wenn man nicht mindestens eine halbe Stunde vor der angelegten Zeit erschien, wurde man kaum darauf rechnen, einen erträglichen Platz zu finden. Ich hatte schon genug ähnliche Versammlungen in Paris mitgemacht, um es nicht mehr der Mühe werth zu finden, mich den Zutritt mit so viel Unbequemlichkeiten zu erkaufen. Heute aber lag ein besonderer Grund vor, der mich in diesen lästigen, nagelhaften Wetter, das selbst in Paris sehr ungewöhnlich ist, aus dem warmen Zimmer gelockt hatte. Der Herr von Freudenreich hatte eine große Versammlung, „grande reunion contradictoire“, ausgeschrieben und eine Menge von Damen dazu eingeladen, von denen nicht Wenige ihr Erscheinen bereits zugesagt hatten. Unter diesen stand in erster Reihe die Frau Michel, die eben erst von einer Reise nach Lyon zurückgekehrt war. Es war die Zeit des Projesses gegen Kapoulin, Gauthier und andere französische Anarchisten, die man zur Theilnahme an dem kurz zuvor verübten Dynamitattentat im Lyon beizuhilfte.

Ich hatte die merkwürdige Frau nie zuvor gesehen, aber viel von ihr sprechen hören. Und da mir die widersprechenden Meinungen und entzweieltenden Lobreden sich nicht genug zu thun schienen, während die Anderen nur mit spöttischem Achselzucken über ihre sprachen und sie eine überspannte alte Jungfer nannten, wollte ich die Gelegenheit benutzen, mich selbst zu überzeugen, was an diesem Gerede Wahres sei. Auch hatten noch andere Redner, die ich gerne kennen lernen wollte, ihr Erscheinen zugesagt. Da stand ich nun, eingekleidet in fürchterliche Enge und trotz des Unbehagens, das ich infolge des langen Wartens empfand, über die mehr oder weniger guten Wege meiner Mitgenossen lachend, deren Humor sich auch in dieser nicht weniger unangenehmen Situation nicht verlor. Es giebt ja kein höherwertiges Volkchen als die Pariser mit ihrer unverwundlichen guten Laune. Nun war unsere Geduld auch endlich über den wässrigen 25 Cms. bezahlt und uns in einer der vorderen Reihen Plätze erkämpft. Der ungeheure Saal, der mehr als 100 Personen focht, war gedrängt voll. Das Publikum setzte sich aus den verschiedensten Elementen zusammen. Arbeiter, Studenten, Männer, denen man es auf den ersten Blick an-

sah, daß sie in Amt und Würden sich befanden, sehr viel Frauen, und auch diese den verschiedensten Ständen angehörig. Auf der Tagesordnung standen eine Menge Fragen politischer, religiöser, wirtschaftlicher Natur, unter anderen die Ursachen der wirtschaftlichen Krise, die — ein drohendes Ungewitter — bereits über Paris und Frankreich heraufzog.

Die Vortretungen der Präsidenten- und Bureauwahl waren bald erledigt. Die Briefe waren verlesen worden, in denen einige der Eingeladenen, die bereits als Redner auf dem Programm verzeichnet waren, ihr Nichterscheinen entschuldigten. Unter diesen befand sich auch Comenceau.

Der erste Redner, der die Tribüne bestieg, war Paul Lafargue. Ich kannte ihn bereits. Bei dem Leichenbegängniß von Madame Jenny Longuet, der Gattin des Medailleurs der radikalen „Justice“ und ältesten Tochter Karl Marx, war mir unter den Leidtragenden sein geistreicher Kopf aufgefallen. Ein prächtiger Kopf! Seine bewegliche Züge, dunkle unheimlich lebhaft Augen, ein fein ironisches Lächeln um die nur von einem Schnurrbart bedeckten Lippen, der spinnige Lockenkopf schon fast ergaut, die ganze Erscheinung von echt Pariser Beweglichkeit. Ich hatte mich darauf gefreut, ihn nun auch als Redner kennen zu lernen. Darum mußte ich indeß verzichten. Denn Lafargue hatte kaum einige Sätze gesprochen, als ein so betäubendes Pfeifen und Rischen ertönte, daß er aufhören mußte. Und trotz aller Bemühungen, sich von Neuem Gehör zu verschaffen; trotz der Glorrie des Präsidenten, die der Bedauernswürdigen mit Selbstverleugnung handhabte; trotz des energisch ausgesprochenen Wunsches eines großen Theiles der Versammlung; mußte er darauf verzichten, seine Rede fortzusetzen. Er hatte dies allerdings sich selbst zuwischenrechen. Denn den ganzen Sturm hatte er mit wenigen Worten hervorgerufen, welche auch mich ziemlich berührt hatten, obgleich ich dem Redner die größten Sympathien entgegenbrachte. Er hatte von Gambetta gesprochen und diesen dabei an ventre patride (einen eiternden Bauch) genannt. Lafargue ist Arzt; es ist daher begreiflich, daß er seine Bilder und Vergleiche der Medizin entnimmt. Immerhin aber war es tafllos, wenige Wochen nach dem Tode Gambetta's, wo Alles, Freund und Feind, noch unter dem Eindruck dieses frühen Endes stand, den Todten zu beschimpfen. Die Majestät des Todes läßt sich nicht ungehört spotten und man brauchte kein Freund Gambetta's zu sein, um sich von diesen Worten verletzt zu fühlen. In der Versammlung waren aber, wie sich später herausstellte, eine große Anzahl Gambettisten, die Lafargue dies höhnische Wort nicht verzeihen und ihn unerbittlich niederbrüllten, wenn er von Neuem zu sprechen begann. Diese tumultuarische Szene wiederholte sich so lange, bis Lafargue endlich die Geduld verlor, während nach Gut und Mangel griff und davonstürzte. An seine Stelle trat sein Freund und Mitarbeiter Jules Guesde. Und er hatte mit seiner hellen, etwas gellenden Stimme kaum begonnen: „Citoyens et citoyennes! Permettez-moi de vous dire ...“

(Bürger und Bürgerinnen! Gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen ...) als eine laute Stille eintrat. Guesde ist auch in der That ein hinreißender Redner. Er steht vielleicht am Ende der dreißiger Jahre, ist groß, hochausgeschossen mit langen Armen und Beinen und einem nicht schönen aber charaktervollen Kopfe. Seine Bewegungen sind sehr lebhaft; er spricht schnell, leidenschaftlich, mit ungestüme Energie, die den Hörer mit fortzieht. Dabei ist er von ungewöhnlicher Intelligenz und Bildung. Er ist der Liebling der sozialistischen Studenten, wie Camille Pelletan, der jugendliche Redakteur der „Justice“, der Liebling der radikalen Studentenschaft ist. Er hat jahrelang gemeinschaftlich mit Lafargue, innerhalb der französischen Arbeiterpartei selbst, die bittersten Anfeindungen erduldet; man schalt ihn einen Ehrgeizigen, einen coquin (Schelm), indeß scheint man in der letzten Zeit sich von der Haltlosigkeit dieser Beschuldigungen überzeugt und eine bessere Meinung von ihm gewonnen zu haben.

Es ist mir nicht darum zu thun, den Inhalt seiner Rede wie der der folgenden Redner wiederzugeben; ich will nur die Eindrücke schildern, welche einige der hervorragenden Redner des Tages auf mich gemacht. Man hatte die Rede Guesde's aufmerksam angehört und ihm begeistert Beifall gestraft. Ihm waren einige Gegner gefolgt, die sich indeß ihrer Aufgabe meist mit großem Ungeschick entledigten, Bonapartisten, Royalisten, Opportunisten in bunter Mannigfaltigkeit. Keiner hatte irgend welchen Eindruck mit seinen Worten erzielt, es sei denn ein unfreiwilliger Lachen, den der Eine, ein legitimeistischer Adokat, ein noch junger Mann, der aber — um mit Heine zu sprechen — im Jenith seines Felles stand und, wenn ich nicht irre Georges Berry hieß, mit seiner feilen, lachathmigen und ungläublich albernen Person errang. Es war aber auch so komisch, wenn Monsieur Berry mit unnachahmlichem Pathos von den Segnungen des Legitimismus sprach, und dabei immer gerade an unrechter Stelle Athem holte oder sich den Schweiß von der Stirn trocknete. Dabei sprach er so konfus, daß man ihn unmöglich mithören konnte und in seiner hochgradigen Begeisterung suchte er die lebhafteste Opposition und die spöttische Heiterkeit, die sein lächerliches Auftreten hervorrief, durch immer größeren Kraftaufwand zu überschreien. So kam es auch hier wieder zu erregten Szenen, während welcher die Glorrie des Präsidenten sich vergebens bemühte, die Ruhe wieder herzustellen. Plötzlich tritt eine Todtenstille ein. Eine unscheinbare, kaum mittelgroße Frauengestalt ist auf die Tribüne gestiegen. Sie ist ganz in Schwarz gekleidet und der Schnitt ihres Kleides ist von der größten Einfachheit. Ein schwarzer Fagonhut, unter dem Kinn mit breiten Bändern zusammengebunden, bedeckt ihren Kopf. Sie löst, auf der Tribüne stehend, die Bänder, denn es ist heiß geworden im Saale. Ihr Gesicht ist weder anziehend noch abstoßend, die Züge streng, ernst, fast hart, sonst nichts Ungewöhnliches. Ich will eben meine Nachbarn

Schneefahrt findet, zumal bei anhaltendem Frostwetter, vorzugsweise nur mit Vorbehalt statt, aber selbst die Aufschwung der letzten zahlreichen Straßen, wo ein Aufschub des Verkehrs wegen ganz unmöglich ist, wird erhebliche Kosten verursachen. Mit welchen Schwierigkeiten die städtische Verwaltung bei einem derartigen Schneefalle zu kämpfen hat, wird folgende Betrachtung ergeben. Bei den größtentheils weit entfernten Abfahrestellen ist, wie man der genannten Zeitung mittheilt, ein Gespann im Durchschnitt nur höchstens sechs Fuhrer täglich zu leisten im Stande. Der Verdienst bei etwa amüsantlicher Tagesarbeit ist hiernach ein ziemlich mäßiger. Ferner sind erfahrungsmäßig nur im allergünstigsten Falle in Berlin und Umgegend 1000 Gespanne zum Schneetransport aufzutreiben. Diese Zahl wird dann lange nicht irgendwie erreicht, wenn lohnendere Beschäftigung vorhanden ist, z. B. wenn es Eis zu fahren giebt. Aber selbst wenn es gelänge, die volle Zahl von 1000 Wagen zum Schneetransport zusammenzubringen, würde eine Abfuhr in dem Umfange, wie Eingangs angedeutet, volle 25 Tage dauern, während welcher Zeit, wie die Thatsache eben beweist, weitere Schneefälle eintreten.

Endlich ist es gelungen, einen jener Menschen abzufassen, welche sich dadurch ein „Vergnügen“ machen, die von der Straße nach dem Innern einer Sanitätswache führende Klingel zu ziehen, um den Inhaber in die Meinung zu versetzen, draußen harre ein Verwundeter oder Kranker der Hilfe oder des ärztlichen Raths. In der vorletzten Nacht wurde die Klingel der Sanitätswache in der Blumenstraße heftig gezogen und der zufällig sofort öffnende Heilgehülfe bemerkte, wie schleunigst ein Mensch sich entfernen wollte. Er wurde aber angehalten und da sich herausstellte, daß er die Klingel nur aus Uebermuth gezogen hatte, erfolgte die Feststellung seiner Persönlichkeit. Der ruchlose Thäter sieht nunmehr seiner Bestrafung wegen ardenen Luftzug entgegen.

Ein raffinirter Kautionschwinder ist gestern in der Person des Wärters Groß verhaftet worden. Groß miethete am 1. Oktober er einen in einem Hause des Kaiser-Franz-Grenadierplatzes belegenen Geschäftskeller, um daselbst ein Blumengeschäft zu betreiben. Bei dem Abschluß des Mietungsvertrages schwindelte G. der Hauswirthin, welche ihn nach seinen Vermögensverhältnissen und seiner Zahlungsfähigkeit fragte, vor, daß er in Reichenau eine große Gärtnerei besäße und die von ihm selbst gezogenen Blumen in dem zu miethenden Geschäftskeller verkaufen wolle. Groß zog nun ein, stellte im Keller einige Blumen aus und engagierte als Geschäftsführer nach einander in rascher Aufeinanderfolge mehrere Personen, welchen er erhebliche Summen und Wertpapiere als Kautionen abnahm und sie sodann nach wenigen Tagen entließ, ohne ihnen die Kautionen, die er inzwischen in seinem Hutgen verwendet hatte, herauszugeben. Als er diesen Schwindel nicht mehr fortsetzen konnte und er auch wegen Nichtzahlung des Mietzinses den Geschäftskeller verlassen sollte, schloß er mit einem Hausdiener einen Theilnehmervertrag zum An- und Verkauf von Weihnachtsbäumen ab und erschwindelte sich auch von diesem 50 M.

Eine schwere Handverletzung erlitt heute Vormittag der Kutscher eines Brauerwagens in der Neumannsgasse. Im Begriffe, an einem dort haltenden Kollwagen vorbeizufahren, fuhr sich beide Wagen in der engen Straße fest, und wurde nun bei dem Versuch, dieselben zu trennen, dem erwähnten Kutscher durch einen Haken des Kollwagens die linke Hand zerissen. Der Verunglückte mußte sofort zu einem dort in der Nähe wohnenden Heilgehülfe geschafft werden, der ihm einen Nothverband anlegte.

Durch einen Revolvererschuß versuchte in der vergangenen Nacht ein im Hause Alte Jakobstr. 10 wohnender 22-jähriger Maurer Peter seinem Leben ein gewaltiges Ende zu machen. Die durch den Knall aus dem Schlafe geweckten und herbeieilenden Hausbewohner fanden den Genannten aus einer Brustwunde heftig blutend, bewußtlos aber noch lebend an der Erde liegen. Ein sofort hinzugekommener Arzt konstatierte, daß die Kugel unterhalb des Herzens in die linke Brust gedrungen und ordnete, nachdem ein Nothverband angelegt war, die sofortige Uebersführung des Patienten mittelst Lück'schen Krankenwagens nach der Charité an.

### Gerichts-Zeitung.

Das Muster eines Beamten stand vorgestern vor der Strafkammer des Landgerichts in Stade. Der Angeklagte, Regierungskassierer Glogau, derzeit kommissarischer Vertreter des Kreisbaupostamts, der übrigens vom Erscheinen wegen zu weiter Entfernung dispensirt war, kam am Abend des 20. September d. J. stark bezaubert aus einer Gesellschaft in Neuhaus in den Klub „Die Laube“, wo der Fortschrittmann, Kaufmann Cronmeyer aus Neuhaus, sich Glogau las einen Artikel der „Neuhaus-Ostener Nachrichten“ vor, deren Mitbesitzer G.

eine weißhaarige, alte Frau im weißen Häubchen, eine Arbeiterfrau, die den Verhandlungen mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt ist, fragen, wer jene schwarzgekleidete Frau aus der Tribüne ist, als mir von allen Seiten schon stützend entgegenkäme: Louise Michel. . . Meine Nachbarin sieht mit verklärten Blicken zu ihr hinauf; sie hat es mir selbst vor wenigen Wochen gesagt, wie sehr sie Louise Michel liebt, daß Niemand besser spreche als ihre große Freundin und daß ich Paris nicht verlassen dürfe, ohne die „grande citoyenne“ gesehen und gehört zu haben.

Das also ist Louise Michel. — Ich muß gestehen, daß ich einigermassen enttäuscht war. Ich hatte sie mir so ganz anders vorgestellt. Ich hatte mir vorgestellt, in ihren Jüngen etwas von dem bitteren Ernst und der gewaltigen Leidenschaft zu finden, denen man auf den Bildern religiöser Fanatiker begegnet. Ich hatte geglaubt, daß auch ihre Rede in mächtiger Leidenschaft dahin brausen, in feuriger Beredtheit, unwillkürlich gewaltig sich ergießen und den Hörer, auswärtsstehend, in ihren Strudel mit hineinreißen würde. — Nichts von Alledem. Eine hatte, trockene Stimme, die in monotoner Weise ruhig, verständlich und nichtern zu uns spricht. Allmählich wird sie erregter. Sie spricht schneller, lebhafter und rückt beständig mit einer kleinen, nervösen, ungeduldigen Handbewegung den Hut, der ihr vom Kopfe zu fallen droht, zurecht. Aber selbst ihre Lebhaftigkeit, ihr Pathos hat etwas Kaltes, Nüchternes, das auch den Hörer kalt läßt. Zwar scheint es nicht Allen zu gehen wie mir. Wie Louise Michel zu reden aufhöht, blickt ein nicht endemollender Jubel aus; meine Nachbarin hat sich erhoben und ihre alten, wellen, abgearbeiteten Hände klatschen der von der Tribüne Herunterstehenden begeistert Beifall zur Louise Michel legt sich, einfach ohne Pose, auf ihren früheren Platz. Ihr Gesicht ist unbeweglich. Niemand würde ihr anmerken, daß der Beifallsjubel ihr gilt.

Sie hat, wenn mich nicht Alles trügt, die große Popularität, die sie unstreitig genießt, weniger ihrer Rednergabe, als vielmehr ihrer Persönlichkeit und ihren Schicksalen zu danken. Man kann über ihre Eigenheiten und Schwächen lächeln, sie für keinen großen und umfassenden Geist halten, ihr im Gegentheil den Vorwurf des starren, beschränkten Fanatismus machen — Niemand kann ihr aber den Ruhm streitig machen, daß sie mit einer ruhigen Würde, die in ihrer Ruhe und Einfachheit etwas imponirendes hat, für ihre Uebersetzung zu leiden weiß. Sie ist kein großer Geist, keine ungewöhnliche Intelligenz. Aber sie ist ein Charakter, ein bei aller äusseren Kälte und Trodenheit tief und warm empfindender Mensch, wie ihr rührendes Verhältnis zu ihrer Mutter, wie es die große Anzahl von Freunden beweist, die sie sich überall erworben hat. S. A.

ist, in welchem auf die kolossalen Verfallsmaßregeln bei der Zusammenkunft in Stiermeise hingewiesen wird und der mit den Worten schließt: „Es ist doch schön, wenn die Herrscher im Schatten ihrer Völker ruhen“. Glogau nannte das Blatt ein „Schweineblatt“, Alle, die dabei beschäftigt seien, seien „Schweinehunde“. Cronmeyer äußerte zunächst nichts, wurde jedoch später empört, als Glogau in Begleitung zweier Bekannter das Klubzimmer verließ, sodann mit einer Laterne wiederkam und einigen der Anwesenden ins Gesicht leuchtete. G. rief hierauf: „Sie sind ein pöbelhafter Mensch!“ Glogau warf nunmehr mit einem halben Liter-Deckel nach ihm und äuferte dann, als er von seinen Freunden zurückgehalten wurde: „Gebt mir einen Stuhl her! Ich schlage den Hund todt.“ Glogau hat erklärt, daß er von Allem Nichts wisse. Die Zeugen bekunden, daß er schwer betrunken gewesen ist. Der Staatsanwalt beantragte eine Geldstrafe von 400 M., der Gerichtshof erkennt auf 300 M. In den Motiven wurde als scharf zu ahnden das Benehmen des Glogau gegen einen politischen Gegner in seiner Stellung als Beamter hervorgehoben.

Das Drama im Gerichtssaal. Josef S. contra Pauline A. — liest der Hernalser Strafrichter vom Verhandlungsprotokolle ab. Die Parteien werden vorgerufen. Eine hochgewachsene, beiläufig vierzigjährige Frau tritt in den Gerichtssaal ein, ihr folgt, mit mühseligem Schritt, ein alter Mann von schätzbarer geistlicher Aussehen. Vor den Richtersitz anlangend, wenden sich die Beiden ostentativ und mit großer Beharrlichkeit von einander ab. Richter. Frau A., Sie sind angeklagt der Ehrenbeleidigung, begangen dadurch, daß Sie den Kläger Josef S., Hausbesitzer in Hernald beschuldigten, seine Frau umgebracht, also das Verbrechen des Gattenmordes begangen zu haben. — Angekl. Vor Allem muß ich erwähnen, daß der Kläger mein leiblicher Vater ist. — Kläger. Und daß ich (mit erhobener Stimme) gegen mein eigenes Kind das Gericht anrufen muß. — Richter. Was ist mir das. Frau A., belennen Sie sich schuldig? — Angekl. (erregt). Ich vermag es nicht, meinen Vater einen Mörder zu nennen, denn meine Mutter ist (ironisch) eines natürlichen Todes gestorben, die Letzte sagte, in Folge eines Herzschockes, ich sage — an gebrochenem Herzen, in Folge einer Lieblosigkeit, die sich mein Vater zu Schulden kommen ließ. Zwiindunzig Jahre, ein Menschenalter fast, haben meine Eltern beisammen gelebt, zwiindunzig Jahre sind ihre Ehebetten nebeneinander gestanden, bis es eines Tages meinem Vater einfiel, sein Bett hinwegzurücken, wahrscheinlich um der Mutter seine Abhängigkeit, seine Abneigung dadurch zu erkennen zu geben. Meine arme, alte Mutter (schluchzend) hat es tief gekränkt. Sie hat geweint und geweint und — ist gestorben. (Nach einer längeren Pause) Gelegentlich eines Streites mit meinem Vater, bei welchem er meine Mutter im Grabe und mich selbst beschimpfte, habe ich ihm dies vorgehalten und gesagt, die Mutter sei nur in Folge der Aufregung gestorben, die er ihr verursachte. — Richter. Mit Rücksicht darauf, daß der vorliegende, sehr unetiquettliche Fall sich eigentlich ganz der richterlichen Jurisdiction entziehen sollte, indem es sich um eine rein familiäre Angelegenheit, einen Streit zwischen Vater und Tochter handelt; da es weiter mit dem inkriminirten Vorwurfe des Gattenmordes doch gar nicht ernst zu nehmen ist, und überdies die beleidigende Aeußerung im Zustande hochgradiger Aufregung abgegeben wurde, wäre es vielleicht angezeigt, wenn Sie, Herr S., die Klage zurückziehen würden. — Kläger. Das ist keine Kleinigkeit, wenn Sie sagt, ich habe ihre Mutter umgebracht. Auf meine alten Tage legt sie mich ganz bei Seite, ich, als Hausherr, soll völlig einen Beitelmann machen und nur sie soll kommandiren. (Mit erhobener Hand und in großer Aufregung) Paulin', Du hast Dich schwer veründigt gegen das vierte Gebot: Vater und Mutter sollst Du ehren. Richter (mit Wärme): Vergeben und vergessen Sie. Es wird dem Vater nicht schwer fallen, der bittenden bereuenden Tochter zu vergeben. — Kläger: Also — ich will es geben lassen, aber Ruhe will ich haben, sonst nimm's einen anderen Auszug. — Die Tochter versucht es nicht, dem beleidigten Vater die Hand zur Versöhnung entgegenzustrecken — der greise Mann würdigt sie keines Blickes; vor dem Gerichtshause trennen sich ihre Wege. Der gerichtliche Ausgleich war offenbar nicht im Stande, die Harmonie zwischen Vater und Tochter wieder herzustellen.

Durch Geld zur Freiheit. Aus Prag wird uns berichtet: Heute begann die Schlussverhandlung gegen Emil Wagnund, welcher unter der Anklage steht, den städtischen Baumeister Brzorad ermordet und beraubt zu haben. Die Rühmlichkeit der That und die sie begleitenden Nebenumstände haben seinerzeit Sensation gemacht. Wir reproduziren aus der Anklage, deren Verlesung heute den ganzen Vormittag in Anspruch nahm, Folgendes: Am 20. Juni 1884 war der Leonardiolog der Schauspieler einer Bluthat, welche unter der Prager Bevölkerung die größte Sensation hervorrief. Gegen 7 Uhr Abends drangen aus der Wohnung des städtischen Baumeisters Vinzenz Brzorad Hilferufe und als die Hausbewohner herbeieilten, bot sich ihnen ein gräßlicher Anblick dar. Brzorad lag in einer Blutlache zwischen der Thüre, welche vom ersten in das zweite Zimmer führt, der Hals war der ganzen Länge nach durchgeschnitten, das Gesicht, welches Brzorad bei sich getragen, fehlte. Er war ermordet und sodann beraubt worden. Brzorad, ein 41-jähriger lediger Mann, war sehr wohlhabend. Er besaß in Pamburg einige Häuser und hatte gegen 20.000 Gulden Forderungen. Dabei galt er als humaner, edelthunder Mann, der still und zurückgezogen für sich allein lebte. Als ehemaliger Ingenieur hatte er von der Stadtgemeinde Prag die Pflichtenarbeiten übernommen, welche er heilichs besorgte und dabei die Arbeiter stets pünktlich bezahlte. Am 21. Juni, also am Tage nach seiner Ermordung, hätte er an Löhnen 1240 Gulden zu zahlen gehabt, und wie der Bruder des Ermordeten angiebt, hatte Letzterer das G. D. sicher schon bereit gehalten. Dasselbe wurde jedoch nicht vorgefunden, es wurde vermuthlich geraubt. Der Schauhmacher Johann Svoboda, sowie der Drechsler Sigmund Geiler hatten am Tage, als die That geschah, einen Soldaten, welcher die Artillerieuniform trug, vor dem Hause auf- und abgehen gesehen. Die Untersuchung ergab, daß Brzorad am Abend, als er ermordet wurde, den Besuch eines gewissen Emil Wagnund erwartete, welcher einen vom Ingenieur Rosenberg bestellten Voranschlag abholen sollte. Es wurde nun konstatiert, daß Emil Wagnund eine Artillerieuniform zu tragen pflegte. Da man am Thutorte Militärhofschaube vorfand, so forschte man nach Wagnund, der auch in seiner Wohnung, Nr. 1699—II, angetroffen wurde. Man fand bei ihm einen blauen Riemen und ein blutgetränktes Taschentuch; an einem Finger der rechten Hand hatte er eine Schnittwunde. Wagnund wurde verhaftet und der Polizei vorgeführt. Anfangs leugnete er beharrlich, später aber gestand er zu, den Mord verübt zu haben, stellte aber entschieden in Abrede, daß er auch geraubt hätte. Er behauptete, daß das Motiv zur That Raube aus Eifersucht gewesen sei. Emil Wagnund, der im Oktober 1881 in Prag geboren wurde, besuchte durch drei Jahre die Realschule in Karolinenthal, später die Gewerkschule und ließ sich im Jahre 1880 als außerordentlicher Hörer an der technischen Technik inskribiren. Noch zwei Jahren fand er eine Stelle in einer hiesigen Baukanzlei, welche er am 10. September 1883 unter dem Vorwande aufgab, daß er als Einjährigler in die Armee eintreten würde. In Wirklichkeit geschah dies jedoch nicht, er trieb sich vielmehr in der Uniform eines Artilleristen in Gasthäusern herum und wohnte bei seinen Eltern in der Golegasse. Sein Vater, der ehemals Judenfabrikdirektor gewesen, hat für eine zahlreiche Familie zu sorgen und befindet sich deshalb in sehr unglücklichen Verhältnissen. Ungeachtet dessen suchte Emil so viel als möglich gut zu leben, fällt die Zeugnisse, in denen er sich

als absoluirten Techniker deklarirte, sowie ferner einen Sammelbogen der „Matice slobska“, auf Grund dessen er seinem eigenen Vater 5 fl. herauslockte. Als Motiv seiner That gab er an, daß er mit einem Mädchen ein Verhältnis hatte, welches aber von der Geliebten selbst deshalb gelöst wurde, weil sie Brzorad mit Liebesanträgen verfolgte, denen sie endlich nachgab. Er wollte Brzorad deshalb zur Rede stellen, dieser aber versuchte ihn hinauszuerwerfen. Auf dies hin zog Wagnund ein Messer und versetzte seinem Gegner einige Stiche; da der Getroffene um Hilfe schrie, so durchschnitt ihm Wagnund scheinlich den Hals. Nach der That schloß er sich auf der Straße einem Dienstmädchen an, in dessen Wohnung er sich die Hände wusch, worauf er in das Gasthaus „am Steiger“ ging, wo er bis Mitternacht verblieb. Zu Hause angelangt, spielte er noch längere Zeit Bützer. In seiner Wohnung wurde auch ein Beil gefunden, welches die Aufschrift trug: „Durch Geld zur Freiheit!“ — Wohin jedoch das geraubte Geld gekommen, ist bis zur Stunde noch unaufgeklärt. Die Anklage behauptet indeß, daß es Wagnund irgendwo verborgen habe. Die Verhandlung ist auf fünf Tage anberaumt. Der Angeklagte ist ein schwächlicher Mensch, elegant in Schwarz gekleidet, mit intelligenten Gesichtszügen. Wir kommen auf die interessanten Momente der Verhandlung noch zurück.

### Vermischtes.

Eine Stadt von Wölfen angegriffen. Einem Privatbriefe entnimmt „A. Hirsop“ die folgende, kaum glaubliche Mittheilung: Die Stadt Homonna im Bempurich Komitat war am letzten Sonntag der Schauspiel eines fürchterlichen Kampfes. Während die Leute sich in der Kirche versammelten, drangen hundertzwei Wölfe in die Stadt und gelangten bis zum Kirchenthore. Das erschreckte Volk schloß die Kirchenthore; die in Homonna stationirten Ulanen eilten zu Pferde herbei, um Hilfe zu bringen, doch die ausgehungerten Bestien fielen über die Soldaten her und zerstückten zwei derselben und sieben Pferde. Erst gegen Abend verließen die Wölfe den Ort.

Der Tanz mit der Leiche. Eine echt irische Scene spielte sich kürzlich in Waterford ab. Dort war plötzlich eine Frau gestorben, bei deren Leiche, wie das bei den Irländern Sitte ist, Nachts Todtenwache gehalten wurde. Die Wächter aber, wie das bei solchen Gelegenheiten stets geschieht, tranken sich einen fürchterlichen Haardbeutel an und arrangirten nun beim Klange einer Konzertina ein Tänztchen um den Sarg, wobei sie die Leiche aufrecht setzten, mit deren Hände und Füße einer der Anwesenden den Takt schlug. Endlich wurde die Heiterkeit so groß, daß die Leiche aus dem Sarge genommen und Fangball mit derselben gespielt wurde, und eben war man daran, der Leiche eine Hupfenmütze aufzusetzen und ihr eine Pfeife in den Mund zu stecken und Punchinello mit ihr zu spielen, als die Polizei eindrang und dem Skandal ein Ende machte.

Von wilden Thieren getödtet. Einem Regierungsbauweise zufolge wurden im Jahre 1883 in Indien 22.935 Personen durch wilde Thiere und Schlangen getödtet, gegen 22.125 Personen im Jahre 1882. Von diesen Todesfällen entfielen 20.967 auf Schlangengebisse, 985 Personen fielen Tieggen zum Opfer, 287 Wölfe und 217 Leoparden. An Rindvieh wurden 47.478 Stück umgebracht, d. i. 771 Stück mehr als in 1882. Es ist gewissermaßen auffallend, daß während die Weibzahl der menschlichen Todesfälle Schlangengebissen zuzuschreiben ist, nur 1644 Stück Rindvieh auf dieselbe Weise umgekommen sind. Beinahe dreioiertel der Todesfälle ereignete sich in Bengalen und in den nordwestlichen Provinzen. Im Laufe des Jahres wurden 19.899 wilde Thiere getödtet, was eine Berausgabe von über 15.000 Pfd. Sterl. an Belohnungen erforderte.

Ueber die Fresswerkzeuge der Walfische, die Barten, wurden, dem „A. L.“ zufolge, in einer Bremer Naturforscherversammlung folgende Mittheilungen gemacht: Die Barten bestehen aus groben verwichenen Haaren und hängen beiderseits vom Gaumen wie Kullissen herab. Die Wale „fischen“, indem sie mit geöffnetem Munde langsam an der Meeresoberfläche in den dichten Schwärmen kleiner Krebskriecher und Kollusken dahinschwimmen, welche in solcher Dichtigkeit nur in den kalten Meeren vorkommen; das Wasser läuft zwischen den Barten und seitwärts durch, während die kleinen Thiere in dem groben Haarnetze liegen bleiben und von Zeit zu Zeit hinabgeschluckt werden. Die Frage nach der allmähigen Entwicklung des Bartenapparats führt unmittelbar zu derjenigen nach der Entwicklung der Wale selbst. Die Wale treten zuerst in der Tertiarzeit auf. Sicher die älteste Form der Wale ist die Familie der Zahnwale, zu denen Delphin, Braunfisch, Botwal und Finfisch gehören. Es deutet sehr Vieles darauf hin, daß sie aus Quittieren durch Anpassung derselben an das Wasserleben entstanden sind. Bei den Zahnwalen zeigt sich nun eine vielfache Neigung zum Verkümmern der Bärte. Als ein Beispiel derselben entwickelten sich nun die Barten (von welchen eine kleine Andeutung schon am Gaumen unserer Kinder vorhanden ist). Noch jetzt besitzen die Jungen der Bartenwale ein unentwickelt bleibendes Milchzahngebiß von echten Zähnen. Die Kleinheit der Futterlöhre machte eine immer stärkere Entwicklung des Bartenapparats und damit des Kopfes nöthig, welche wieder eine Vergrößerung des gesammten Körpers bedingte. So kann man den scheinbar paradoxen Satz aufstellen, daß die Bartenwale so groß geworden sind, weil sie von so kleinen Thieren leben. Am Ende der ganzen Entwicklungreihe steht der Grönlandswal, dessen Kopf zum allergrößten Theile zum Fresswerkzeug ausgebildet ist, und an dem das Gehirn und die Sinneswerkzeuge nur einen ganz kleinen Raum einnehmen.

Uebereinstimmung. Student: Ich wollte diesen Ring versehen! — Wandlerher (nachdem er den Ring geprüft hat): Das Gold taugt nicht viel. — Student: Das sagen Sie so — darauf gebe ich nichts! — Wandlerher: Ich auch nichts. Adieu!

Der Verste. Was, du bist ohne Stellung? Wie dauere ich dich! — Ja, und dabei mein Geld. Eben komme ich bei einem Geschäft vorbei, wo mittelst Anschlags Personen beiderlei Geschlechts verlangt werden, und ich — ich habe nur eines.

Die sogar schon in Versen besungene Astena-Kaltenfirchner Eisenbahn hat ihren Eröffnungstag am Montag durch eine totale Entgleisung und partielle Kollision verheerlicht. Man kann also hier nicht sagen: Ende gut, Alles gut. Der Professor findet beim Eintreten in das Kollegium auf dem Katheder einen alten Fegen. „Meine Herren, es scheint mir, daß sich jemand einen höchst unpassenden Scherz mit mir erlaubt hat. (Den Fegen in die Höhe hebend) Meine Herren, mit so einem alten Lumpen soll man sich keinen Scherz erlauben.“

Amerikanische Grabinschriften. 1. Hier liegt der Advokat A. N. Er wahr ein Ehrenmann. Wunderbar! 2. Hier ruht Frau S., Ehefrau des Bildhauers S. Ihr Mann hat ihr dies Denkmal errichtet, ihrem Andenken zur Ehre und als Probe seines Talentes. Ein solches Denkmal kostet 250 Dollars. 3. Er war siebenbüdzig als Mensch, geistlich als Putzmeister, bescheiden in seinen Preisen. Seine Hüte aus Biberfell kosteten nur 3 Dollars.

### Briefkasten der Redaktion.

A. v. Jingen. Das ist eine sehr böse Sache. Am besten ist es für Sie, wenn Sie alle Nachrichten, die Sie von Ihrem Bruder haben, sorgfältig zusammenstellen und uns übermitteln. Wir werden dann die nöthigen Schritte für Sie thun. Kommen Sie einmal persönlich hierher. S. 1000. Eine Milliarde ist gleich tausend Millionen. Geschrieben 100 000 000 000.